

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 9 (1905-1906)

Heft: 10

Artikel: Die Mutter [Schluss folgt]

Autor: Zahn, Ernst

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662928>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Fernrohr.

Aus staubbedecktem Moderkram
Zog ich es heut' hervor —
Das lang mir nicht vors Auge kam —
Des Vaters Wanderrohr.

Die Fenster blind, das Rohr zerstört,
Kein Schelm fänd' etwas dran;
Ich aber sah als wie betört
Den Fund durch Tränen an.

Das Vaterherz hat mich berührt
In dem vergess'n Pfand
Und wie auf Flügeln weit entführt
In meiner Kindheit Land.

Ein Sommersonntag mußt' es sein,
Es ließ uns keine Ruh,
Wir zogen in die Nacht hinein
Der Morgensonnen zu.

Das Dörfchen unterm Sternendach,
Die Flur, das Lied im Baum,
Nichts ward von unsren Schritten wach,
Sie hallten in den Traum.

Und meiner Seele klang so neu,
So fremd der eig'ne Tritt,
Und meine Sinne nahmen scheu
Die Nachtgebilde mit;

Die Giebelschatten überm Weg,
Das Mondlicht an der Wand,
Des Baches Murmeln unterm Steg
Das Grau'n am Waldesrand. —

Doch, Vater, deine Hand, dein Wort,
Nun lang schon stumm und kalt —
Wie zog's mich einst getrost mit fort,
So treu im dunklen Wald!

Seit du geschwunden, fand ich nie
Den Weg mehr durch die Nacht,
Nie hat mich mehr die Harmonie
Der Frühe froh gemacht,

Das Morgenlied — mir hat es nicht
Geflungen im Gemüt,
Nie sah ich mehr vom ersten Licht
Die Firnen überglüht,

Wie einst, als ich durchs Zauberrohr
Im Tal die Heimat fand,
Der Glocken feierlicher Chor
Den Sonntag rief ins Land. — —

Dann gaben wir vom grünen Hang
Wohl auch ein Lied dazu
Und blickten fromm die Welt entlang,
Mein Vater — ich und du!

Paul Ig., Zürich.

Die Mutter.

Eine Erzählung von Ernst Zahn in Göschenen.

1. Kapitel.

Friedlich liegt das kleine Haus des Tobias Andermatt, des Kleinbauers, da, obwohl allerlei Lebensnot auch in dieses Haus schon den Unfrieden geworfen hat. Vielleicht ist es gerade der vergangene Unfriede, der am heutigen, heiligen Sonntagabend seinen Frieden groß macht. Das Haus liegt am Süd-

ende des Dorfes, klein, zweistöckig, mit grau bemalten Schindeln verschlagen. Blumenstöcke stehen vor den Fenstern und hängen ihren Blüft auf die Hauswände nieder, schwere, große Nelken und leuchtende Geranien. Vor dem Haus liegt ein Garten mit Gemüse und allerlei Blumenzier, einem Weg mitten durch vom Hauseingang zur Gartentür und einem dunkelgrünen Palisadenhag. Aus der Gartentüre, die nicht mehr recht schließt, tritt sich's hinaus auf die Straße gerade an der Stelle, wo das Holzpfaster von Steg aufhört und die Landstraße beginnt.

Auf dem Pfaster von Steg klappern die Schuhe der Dörfler. Wenn ein Fremder von einem der Hänge auf das Dorf niedersieht, kann er meinen, ein paar Mühlräder klappern zu hören, aber es sind nur die vierfachen Sohlen der Stegler, die immer mit dem Absatz zuerst und dann mit den Fußballen auftreten. Die Maiandacht ist zu Ende und die Stegler kommen aus der Kirche. Zu ihren Häuptern wird eben das letzte Glockenläuten still; es ist, wie wenn da und dort etwas auf leisen Schwingen sich in die Höhe und Weite verlöre, so sind die Lüfte noch von dem Läuten lebendig. Ein Schein von Sonne liegt in der Straße. Die Gestalten der heimkehrenden Kirchgänger in ihren dunklen Sonntagskleidern treten scharf aus dem Grauweiß der Gasse heraus. Waldige Berge schauen nieder auf Steg. Die Reuß rauscht in ihrem breiten mit Geschiebe überfahrenen Bett. Aus dem Madranertal hervor blitzt eine Ewigschneespitze.

Tobias Andermatt und die Seinen kommen strafzähergangene, alle drei, der Tobias, die Balbina, sein Weib, und die Lene, seine Enkelin. Die Straße ist breit, aber der Tobias und die Seinen brauchen sie ganz. Das ist einmal Sitte da im Gebirg, daß, was eng zusammengehört, weit auseinander geht, als ob zärtlich sein eine Schande wäre. Der Tobias schreitet auf der einen Straßenseite, die lange, hagere Gestalt vornübergeworfen; er ist ehemals ein starker Mann gewesen und aufrecht gegangen; aber so ein Menschenbaum morscht eben, wenn siebzig Jahre daran gerüttelt haben. Sein Äußereres ist noch knorrig, Arme und Beine und der hohe Rücken sind zäh und hart wie Arvenholz; aus dem erdbraunen Gesicht mit den grauen buschigen Brauen hängt der gelbweiße Bart in zwei langen Spitzen gegen die Brust, was den Tobias aus den übrigen Steglern hervorstechen läßt, die die Bärte meist kurz und rund zugeschnitten tragen.

In der Mitte der Straße, zwei Schritte hinter dem Tobias geht die Balbina, sein großes Weib. Seit der Tobias gebückt geht, scheint die Balbina erst recht lang, die ihn schon immer um einen Kopf überragt hat. Sie hat ein schwarzes Kleid an und über den Kopf ein schwarzseidenes Tuch im Zipfel gebunden, das weit genug in den Nacken gezogen ist, daß das wachsbleiche, starke Gesicht voll hervortritt. Wer einen Blick in das Gesicht wirft, kommt mit diesem einen nicht darüber hinweg, muß gleich und wie fest gebannt, schärfer hineinsehen. Um die mittelhohe Stirne legt sich glatt zurückgestrichen das weiße Haar. Weil es so weiß ist und die Stirne so wachsen, sticht das Schwarz der starken Brauen eigentlich davon ab. Diese Brauen geben dem Gesicht den Charakter. Sie zucken selbst jetzt im Gehen manchmal jäh zusammen und geben der Balbina einen düstern Blick, obwohl sie so friedlichen und zufriedenen Mut hat wie irgend eine. Ihre Augen sind groß und grau, liegen tief im Kopf und sind von schweren Ringen unterhängt. Die Nase ist groß, stark gebogen, ihr Mund breit, das Kinn hart; die Balbina ist ein stattliches Weib.

Die Dritte in der Reihe, die auf der andern Seite der Straße geht, ist die sechzehnjährige Lene. Das ist die Feiertäglichste von den Dreien, weil ihr

Leben noch den Feiertag der Jugend hat. Sie trägt sich grell, wie das junge Weibervolk dazuland, hat einen roten Rock an und auf dem Kopf ein rotes Band, das die schönen, braunen Zöpfe, die um die Schläfen gewunden sind, über der Stirn zusammen hält. Während die beiden andern vor sich niederschließen, läßt die Lene die hellbraunen Augen, wie die Jugend soll, klar in den Tag hinaus schauen. Wenn ihr einer begegnet, lacht sie ihn an, und die Leute sehen gern in ihr frisches pausbäckiges Gesicht mit der Stumpfnase und dem kleinen Mund.

Immer die ganze Straße messend, schreiten die drei wortlos ihrem Hause zu. Am Gartenhag verlangsamt der Tobias den Schritt und läßt die Balbina zuerst durch das Törlein treten, nicht aus Höflichkeit, sondern weil das in ihrem Leben so ist, daß im Hause die Frau den Vortritt und die Herrschaft hat; deswegen ist der Tobias nach außen doch Herr geblieben.

In die saubere, helle, grauvertäfelte Wohnstube treten sie dann eins nach dem andern. Ein Postkarte liegt auf dem braunen Wachstuch des runden Tisches. Die Balbina hat schon darnach ausgespäht, nimmt sie auf und liest sie ohne Brille geläufiger als das Volk sonst liest. „Jetzt hat er die Karte doch noch gebracht, der Briefträger“, sagt sie, nachdem sie gelesen hat.

„Kommt er?“ fragt der Tobias.

„Morgen“, gibt die Frau nickend zurück. Dann reicht sie ihm die Karte hinüber, verzieht dabei kaum das Gesicht, nur einen Augenblick lang ist es, als gehe ein Lächeln um ihren Mund oder sei ihr die Freude blitzschnell durch die Augen geflogen.

Der Tobias ist redseliger. Er hat sich an eines der Fenster gesetzt, die Brille hervorgesucht und buchstabiert, die Karte weit von sich haltend, an ihr herum. Dazu redet er behaglich vor sich hin: „Einen rechten Empfang soll er haben. Die Flasche muß her, die noch im Keller liegt und Zigarren hole ich morgen noch beim Hofer drüben. Einen Braten könneſt auch machen, Mutter“.

Die Balbina nickt, während sie sich in der Stube zu schaffen macht. Als sie hinausgeht, kommt der Tobias hinter sein Wochenblatt. Aber beim Lesen stört ihn die Lene.

„Ich kann mir fast nicht mehr denken, wie er aussieht, der Vetter Georg“, sagt sie.

„Glaub's wohl“, gibt der Tobias zurück. „Volle sechs Jahre ist er jetzt fortgewesen“.

Als die Balbina in diesem Augenblick wieder eintritt, schießt ihm ein Gedanke durch den Kopf. „Das wird hoffentlich nicht so schlimm sein, was sie einmal von ihm heimgebracht haben, vom Georg“, sagt er zu ihr.

„Dass er allen Weibern nachläuft?“ fragt die Balbina, steht still und schaut sinnend herüber.

„Überhaupt ein leichtes Leben habe“, ergänzt der Tobias.

„Eben darum ist es Zeit, daß er heimkommt“, sagt die Frau. In den Worten liegt eine große Bestimmtheit und die Balbina redet so, weil sie und der Tobias über die beiden Söhne, den Verstorbenen, den Vater der Lene, und den nach Amerika gegangenen, den Georg, immer Meister gewesen sind und sie in strenger Zucht gehalten haben, so lang sie im Hause waren, und weil sie sich auch jetzt nicht zu fürchten denkt, wenn der Georg nicht in allem wäre, wie er sein sollte.

„Geld soll er verdient haben, drüben“, wirft Tobias wieder hin.

„So sagen sie“, gibt die Frau trocken zu.

„Selber geschrieben hat er es“, erinnert sie der Tobias.

„Lang genug hat er nicht mehr geschrieben“, erwidert sie darauf.

Kleine Arbeit, nachher die Mahlzeit, bringen ihre Gedanken zeitweise von dem Sohne ab. Als die Lehne später in der Küche das Geschirr aufwäscht, der Tobias wieder hinter seiner Zeitung sitzt, steigt die Balbina nach der Kammer hinauf, wo der heimkehrende Sohn schlafen soll, immer geschlafen hat. Diese Kammer ist frisch gefegt; denn des Sohnes Ankunft hat schon geraume Zeit in Aussicht gestanden. Die Balbina nimmt von dem Tisch, der darin steht, die frisch gewaschenen, kurzen Vorhänge und steckt sie am Fenster auf, nimmt nachher von der gleichen kleinen Wäscheschicht, die rotgeblümten Bett- und Kissenbezüge und zieht sie über. Sorglich tut sie alles; immer wenn sie mit einer Arbeit fertig ist, übersieht sie sie prüfenden Blickes, ob alles recht ist, zupft an den Vorhängen, glättet das Bett. Als sie jetzt wieder vor diesem steht, kommen die Gedanken sie an. Da wird er liegen, der Georg! Und sie wundert sich, ob er noch immer der hübsche braunhaarige Mensch sein wird mit dem hellen Gesicht, der er gewesen ist. Aber — sechs Jahre — machen wohl einen Unterschied und — ohne Schnurrbart wird er wohl nicht mehr gehen wie als fünfzehnjährig! Aber — da wird er liegen — und das Haus wird wieder so voll sein als es noch sein kann. Die andern, die gegangen sind, kommen nicht wieder!

Die Balbina ist, in ihr Sinnen versunken, unbewußt vom Bett hinweg und zum Stuhl getreten, der neben dem Tisch steht. Da läßt sie sich nieder, sieht vor sich hin und spinnt ihre Gedanken weiter. Sie kommen nicht wieder, die andern: der Anton, der älteste Sohn, den die Lawine erdrückt hat, und seine Frau, die ein Jahr später vielleicht aus Gram, vielleicht an schwacher Brust gestorben ist! Aber der Georg, dort im Bett wird er liegen! Wieder unter dem Dach, wo er geboren ist! — Geboren! —

Von dem großen Bett wandern ihre Gedanken zu dem kleinen zurück, in dem der Knabe Georg gelegen hat. Unten in ihrer eigenen Schlafstube stand es. Und — er war ein schöneres Kind als der ältere Bub, ein Bild war er, der Kleine, rund, pausbackig mit den feinen, hellen, später freilich dunkel gewordenen Härchen und den großen Augen. Wenn er so wieder käme! Aber er war schon nicht so gegangen. Schlank aufgewachsen war er, hatte die dicken Backen verloren und — die Bravheit, mit der das kleine Kind im Bett gelegen. Einen eigenen Willen hatte er gehabt, der schwer zu brechen war. Mit diesem Willen hatte er nach Jahren durchgesetzt, daß er mit durfte, als das Amerikafeuer in Steg war und auf einmal zwanzig junge Leute miteinander übers Wasser gingen.

So geht die Zeit, so werden die Kleinen groß! Die Gedanken der Balbina kehren aber wieder und wieder zu dem kleinen Georg zurück. Sie ist kein weichherziges Weib; aber in ihr klopft es, während sie das Bild des Knaben sieht. Nach den vielen vergangenen Jahren freut sie sich noch an diesem Bild und aus der Freude am Kind heraus wächst etwas, was sie auch ungeduldig auf den erwachsenen Sohn macht. Morgen kommt er, der Georg! Die Balbina freut sich. Es sähe ihr's feiner an; aber das Herz klopft ihr. Als sie jetzt aufsteht und die Kammer verläßt, ist die drängende Freude in dem zurückhaltenden Weibe so stark, daß sie unwillkürlich noch unter die Haustüre tritt, über den Weg hinausschaut, auf dem er morgen kommen wird, der Sohn, als könnte sie ihn schon heute nahen sehen.

2. Kapitel.

Die Amerikaner sind da. Die Steger haben sie schon alle zu Gesicht bekommen. Der Tobias und die Seinen, die am Dorfende wohnen, wissen noch nichts von ihnen; denn die Amerikaner sind nicht mit der Eisenbahn, sondern mit lautem Wesen auf einem Leiterwagen ins Dorf gefahren, sind dann nicht gleich jeder heimzu, wo er hingehört, sondern alle miteinander ins „Rößli“, einen Einzugstrunk nehmen. Der „Tschortsch“ hat es haben wollen, erzählt der erste von ihnen, der sich hinwegschleicht, weil es ihn zu Vater und Mutter treibt.

Die Amerikaner sind fünf junge, wohl angezogene, auskömmling aussehende Burschen; es ist keinem schlecht gegangen drüber; die meisten wollen auch nur ein paar Monate da bleiben und dann wieder in die neue Welt zurück.

Im Andermatt-Hause also wissen sie noch nichts von den Auskömmlingen; aber auf der Warte sind sie da, stehen alle drei gleichsam auf den Beinen vor Ungeduld, der Tobias, die Balbina und die Lene. Der Tobias hat eigens früh sein Vieh besorgt und ist vom Gaden am Berg heimgegangen, als ob es brennte, damit er da sei, wenn der Bub eintrifft. Jetzt wissen sie nicht, wie die Zeit totschlagen, da zum Empfang alles fertig ist und es ihnen nicht der Mühe wert dünkt, noch irgend eine Arbeit anzufangen, ehe der Georg kommt.

Es geht gegen Zunachten, als der Erwartete drüber aus den zwei Häuserreihen von Steg auftaucht. Die Lene steht draußen am Gartentor und sieht ihn kommen, hätte ihn nicht gekannt, weiß aber aus seinem sonntäglichen Außern und aus den Grüßen, die er auf seinem Wege da und dorthin nicht und ruft, daß er es sein muß. Sie wie der Blitz ins Haus: „Er kommt! Er kommt!“ Die beiden Alten erheben sich in der Stube von ihren Sitzen, eilen nicht, zeigen nur in den vorgeneigten Köpfen, daß die Gedanken dem Sohn schneller entgegen springen als die Beine. Miteinander treten sie unter die Haustür. Sie kommen aber noch früh genug. Der Georg ist an einem Hause der Nachbarschaft hängen geblieben, steht dort bei einer Frau und einem Mädchen, hält des letztern Hand und tätschelt sie, hat auch, als er sieht, wie sie daheim auf ihn warten, keine übertriebene Eile, sondern ruft nur ein „Tag“ herüber, lacht und scharwenzt noch eins und macht sich dann erst näher. Jetzt aber können sie ihn betrachten, wie er daher kommt. Er geht in feineren Kleidern, als sie es dazuland gewohnt sind, trägt einen Überzieher über dem Arm, einen Stock mit silbernem Griff in Händen und hat einen schwarzen Filzhut auf. Groß ist er geworden! Die beiden Alten suchen mit hungrigen Blicken in Gesicht und Wesen des Nahenden nach bekannten Zügen und haben, ohne daß eines vom andern etwas weiß, dasselbe Empfinden: Etwas Fremdes ist in seinen Bewegungen, obwohl seine Gliedmaßen geworden sind, wie die eines Bergbauern werden müssen, schwer, sehnig und zäh. Der Balbina fällt auf, daß Georgs ihr als braun im Gedächtnis gebliebenes Haar einen seltsamen kupferrötlichen Schimmer hat. Dem Tobias sticht etwas an seinem Gesicht in die Augen, von dem er zuerst nicht weiß, was es ist. Das Gesicht ist voller geworden. Es hat herausstehende Backenknochen, einen breiten Mund, über dem ein gepflegter, dunkler, ebenso wie das Haar ins Kupferfarbene stechender Schnurrbart steht, und glänzende braune Augen. Im Augenblick, da der Georg dem Vater die breite Hand reicht, weiß dieser auch, was ihn an des Sohnes Antlitz befremdet. Die Augendeckel fallen ein wenig über die Augen herab, dadurch hat Georgs Blick etwas Müdes oder mehr — etwas wie: uff, mir ist die Welt langweilig. Und Tobias wundert sich sekundenlang über den Blick, der in den

Bergen nie vorkommt, wundert sich, woher der Bub ihn hat. Auch die Sprache berührt die Alten fremd. Es ist, als ob der Georg nicht mehr recht deutsch könnte; was er redet, ist ein Gemisch von Amerikanisch, Schriftdeutsch und Dialekt. Weil Tobias und Balbina aber aus Erfahrung wissen, daß die Steger, die einmal „drüben“ gewesen sind, immer so lauderwelschen, wenn sie heimkommen, so gewöhnen sie sich gleich daran und dann — jäh, im Sprung kommt die Freude ihnen zurück, daß sie den Sohn wieder haben und wirft Befremden über den Haufen. Sie schütteln ihm die Hände, der Tobias tätschelt ihn auf die Schulter, die Balbina schiebt ihn mit einem „Gott willkommen, daheim“ in Flur und Stube. Nur die Lehne sieht ihn immer wieder mit großen Augen von der Seite an.

Georg ist in die Stube getreten, hat Überzieher und Hut an den Nagel gehängt und läßt sich auf den ersten besten Stuhl nieder.

„Setz dich zum Tisch“, sagt sein Vater, „wirfst wohl Hunger haben“.

„Ich mag eigentlich nicht“, erwidert er in einem faulen Ton und sich dehnend. Als aber die Mutter dampfendes Essen aufträgt, macht er sich hinzu, und bald sitzen alle vier eifrig darüber. Georg ist gesprächig, erzählt von Fremde und Heimfahrt und läßt sich gefallen, daß ihm die Alten inzwischen mit dem Besten, was sie an Speise und Trank im Hause haben, Ehre antun.

Das Essen geht vorüber, die Lene trägt die zinnernen Teller ab. Die Gläser behalten Eltern und Sohn vor sich. Über ihnen brennt die Lampe an der Diele. Sie aber sitzen mit breit auf den Tisch gestützten Armen, sodaß jedes seinen schweren Schatten auf die Platte wirft. Georg hat seinen Rock ausgezogen. Die Ärmel seines rotgestrichelten Hemdes treten grell aus der dunkeln Weste und umspannen fest seine starken Arme. Als er einmal an diesen hinab sieht, muß ihm selbst ihr Muskelbau auffallen; denn er sagt gleich nachher: „Ja, gewachsen bin ich und Stahl ist mir in die Glieder geronnen. Jetzt nähme ich es auf mit Euch, Vater, wenn Ihr mich noch prügeln wolltet“.

Bei diesen mit einem lauten Auflachen gesprochenen Worten, die wohl ein Scherz sein sollen, läßt er den rechten Arm lang über den Tisch fallen und främmt den Mittelfinger der Hand gleich einem Haken. „Halt einmal ein, Ihr“, fordert er den Alten auf.

Der Tobias weiß nicht recht, wie er die Rede nehmen soll, ist aber zu guter Laune, als daß er nicht einen Spaß verstände, ist auch immer noch ein wenig stolz auf frühere Kraft. So fährt sein Arm langsam dem des Sohnes entgegen und sein Finger haft an dem des andern ein. Dann beginnen sie zu ziehen. Die Muskeln ihrer Arme spannen sich, schwollen an, die Schultern zucken, das Blut steigt ihnen zu Gesicht. Eine Weile tut keine der zwei Fäuste den kleinsten Ruck. Dann beginnt des Tobias Arm zu zittern, Georg zieht. Schwerfällig wie ein gewichtiger Stein weicht des Alten graue Hand um ein kleines Stück, noch um eines. Mit einer langsam rohen Wucht überwindet die Kraft des Jungen die des Vaters. In der Stube ist es still. Die Balbina hat sich auf ihren Stuhl zurückgesetzt, schon als Georg das sonderbare Wort, daß er sich nicht mehr prügeln ließe, gesprochen hat. Sie sagt kein Wort, sieht keinen der Männer an, blickt mit vorgeneigtem Kopf vor sich nieder, als ob sie säne, und ihr wachsbleiches Gesicht ist sonderbar starr. Die Lene aber ist hereingetreten und von der Kraftprobe der zwei Männer so in Spannung versetzt, daß sie sich nicht von der Stelle bewegt. Jetzt feucht der Tobias; dann gibt er nach. Georg reißt, da der Widerstand plötzlich aufhört, des Vaters Arm weit gegen sich. „Haha“, lacht er auf. „Seht Ihr jetzt?“

Tobias ist bleich. „Man ist eben nicht mehr jung“, sagt er mit engem Atem. Mit der freien, von der Anstrengung unsicher gewordenen Hand streicht er sich in leiser Verlegenheit durch den gelbweissen langen Bart. Jetzt erst blickt die Balbina wieder auf den Sohn. Sie betrachtet ihn still, scharf, wie mit einem leisen Verdacht, aber auch wie mit einer versteckten Drohung: Wirst denn nicht meinen, daß man sich fürchtet!

„Mit manchem habe ich es aufgenommen, drüben in Amerika“, sagt Georg, in behaglicher Breite sich wieder zurechtsetzend. Sein Sieg scheint ihm wohlgetan zu haben. Ein liebenswürdiger Mensch, als der, den er mit sich hereingebracht hat, kommt an ihm zum Vorschein. Er nimmt das Glas und stößt mit dem Vater an. „Auf frohes Beisammensein“, sagt er, wischt dem Tobias mit dem guten Wort eine unangenehme Empfindung hinweg und streckt auch der Mutter plaudernd das Glas hin, bis sie zögernd mit dem ihren dawiderklingt. Wort gibt dann Wort. Als Georg nichts mehr zu erzählen weiß, fangen die Alten an. Von Glück und Misgeschick, von dem großen Unglück, dem Tod des Anton, von dem Wegsterben von Lenes Mutter! Daß es still im Hause gewesen sei, sagt die Balbina und daß dem Vater manchmal die Arbeit sauer werde. Wie sie auf den Vater, ihren Mann, zu reden kommt, dreht sie sich halb nach dem Tobias, der sich eben gemächlich die Pfeife neu stopft, um. Ihr Gesicht verändert sich nicht; es kommt kein Ausdruck irgend einer Zärtlichkeit hinein. „Der Vater ist immer der Gleiche geblieben“, erzählt sie. „Er hätte allerlei werden können. Gemeindepräsident haben sie ihn machen wollen, auch in den Landrat hätten sie ihn geschickt, aber er hat nicht wollen. Er will kein Aufhebens von sich machen, wie er immer gewesen ist“. Das ist eine eigene Rede, klingt wie Heimzahlung auf Georgs Gebaren von vorhin, es ist, als nähme sie gleichsam dem Sohne mit eigener Hand den Hut vom Kopf: Zieh ihn ab vor dem achtenswerten Menschen da, deinem Vater!

Georg hat nur halb hingehorcht. Er nickt zu dem, was die Mutter gesagt hat; aber indessen hält er den Kopf in die hohle Rechte gestützt und blinzelt nach der Lene hinüber, die zu Tobias getreten ist.

„Ich gehe mich legen“, sagt das Mädchen zum Großvater.

„Gut Nacht“, nickt Tobias.

Die Lene grüßt wieder: „Gut' Nacht beisammen“. Mit ihrem neugierigen Blick streift sie dabei nochmals das Gesicht des Georg und wundert sich, wie der sie mit seinen glänzigen Augen anleuchtet, wird rot unter seinem Blick und geht.

„Ausschlafen kann sie wenigstens“, sagt Georg, als sie die Stube verläßt, wie in leichtem Aerger. Sein Blick ist ihr gefolgt, an ihr haften geblieben und über jede Biegung ihres jungen Leibes geglichen. Selbst von der Tür, durch die sie hinausgegangen ist, löst er sich nur langsam.

„Das lange Aufbleiben ist nichts für sie“, sagt die Balbina. Dabei begegnet sie Georgs Augen. Und wieder heftet sie den Blick scharf auf ihn. Als Georg seine Redseligkeit wieder findet und zu erzählen anfängt, daß sie in Amerika nichts vom Früh schlafengehen hielten, preßt sie die Lippen fest zusammen und gibt ihm auf seine Frage nur durch ein Kopfnicken Bescheid.

End aller Ende geht ihr Abend stiller, als sie gemeint haben, vorüber.

„Was hältst von ihm?“ sagt Tobias zu seinem Weibe, als sie in ihre Schlafrkammer getreten sind.

„Hoffentlich läßt er sich gut an“, gibt sie in einer spröden und trockenen Art zurück. Aber der Tobias gibt sich zufrieden damit. Wortkarg ist die

Balbina immer. Er denkt sich nichts anderes dabei, als seine Frau nachher noch einmal hinausgeht und lange nicht wieder kommt; mag ihr doch eingefallen sein, daß irgend eine Arbeit noch zu tun sei.

Aber die Balbina arbeitet nicht. Ohne recht zu wissen, was sie will, ist sie in die Wohnstube zurückgegangen und dann in den Flur und dann vor die Haustüre hinaus, wo das Mondlicht still über dem Garten, der grauen Straße, dem Dorf und den Bergen liegt. Die starken Hände auf dem Rücken, tut sie ein paar Schritte in den Garten hinaus, wendet sich und blickt an dem Fenster hinauf, hinter dem oben in seiner Kammer der Georg schläft. Schlafen muß er schon, denn die Kammer hat kein Licht mehr, nur der Mond wirft auch in diese Scheibe seinen Schein, daß es in dem alten Glase wie eine weißblaue Flamme brennt. Lang und aufrecht steht die Balbina da. Sie sieht den Sohn vor sich, als ob sie wirklich durchs Fenster oben auf ihn schaute. Alle ihre Gedanken beschäftigen sich mit ihm. So hat sie ihn sich gedacht! So ist er ehemals gewesen! So ist er jetzt! Jede Bewegung und jede Miene sind ihr gegenwärtig. Und sie wägt ab: Es ist nicht alles, wie sie gehofft hat! Dann stellt sie sich vor, wie er nun schläft, die erste Nacht wieder unterm alten Dach! Da wallt in ihr etwas wie ein steigendes Wasser auf. Die Begriffe verwirren sich ihr und die Zeit kommt ihr abermals zurück, da der kleine Georg unter diesem Dach geschlafen! Sie röhrt sich kaum, die Hände auf dem Rücken, steht sie da. Der Georg ist der einzige, der ihr geblieben ist, ist der Stein, auf dem das Haus in die Zukunft hinein stehen soll! Wieder wallt es mächtig in ihr auf. Der Gedanke, daß der Sohn nicht ist wie sie gehofft, geht unter in dem andern, daß er da ist, der, der einmal in diesem gleichen Hause in der Wiege lag, ein kleiner, bewußtloser Mensch unschuldig, hoffnungsvoll! Sie freut sich, den wieder zu haben, der oben unterm Fenster schläft! Es mag ja alles recht kommen mit ihm!

Als die Frau nach einer Weile in die Kammer zurückgeht, ist nichts geblieben, als diese Freude. Still und zufrieden legt sie sich in ihr Bett und still und zufrieden steht sie am andern Tag wieder auf und beginnt diesen Tag mit der neuen Hoffnung in sich, die sie gestern spät noch auf den heimgekehrten Sohn gebaut hat.

3. Kapitel.

Georg Andermatt ist wieder und ist noch immer da. Wenn ein Mensch sieht, wie im Grunde doch alle Last und Arbeit, die sein Vater, der Tobias zu tragen hat, noch immer auf dieses letztern Schultern allein liegt, so kann er sich wundern, daß er wirklich da ist, der Georg, und wenn derselbe Mensch sehen sollte, wie wenig Miene Georg macht, auf den eigenen jungen Rücken zu nehmen, was der Vater trägt, so kann er sich abermals wundern, daß der, der sich offenbar nur als Gast des Hauses ansieht, noch immer da bleibt. Es ist ja wahr, zweimal hat Georg der Mutter schon Holz klein gemacht, jeweilen einen vollen Nachmittag sich zu diesem Zwecke an den Sägebock vors Haus gestellt, zwei—dreimal ist er auch schon für den Vater hirten gegangen, sonst aber läuft er merkwürdig viel in seinem Sonntagsstaat herum, hat immer noch den und jenen Bekannten oder Verwandten landauf oder ab nicht gesehen und muß ihn einmal besuchen. Tobias und Balbina haben dem bisher zugesehen, in der ersten Zeit begreiflich gefunden, daß der Sohn das Wiederdaheimsein in Ruhe genießen will, dann sich zu wundern angefangen, wie er durch seine Tage noch immer so hinbummeln mag; jetzt fangen sie schon an, die alten Köpfe zu heben wie zornig witternd, ob das sich nicht bald ändert mit dem

Bub. Die Balbina läßt ihrem Mann gegenüber das erste Wort fallen, das ihrer Unzufriedenheit Ausdruck gibt. „So kann das nicht weiter gehen! Entschließen soll er sich, was er will, da bleiben und in unsere Arbeit hinein stehen oder nach Amerika zurück fahren, wo er seine gelassen hat“.

Der Tobias mag nur des Anstoßes bedurft haben. Am folgenden Morgen beim Frühbrot, zu dem Georg wieder in Feiertagskleidern sich niederläßt, hebt der Alte, die Arme breit über den Tisch gestützt und Brot in seine Geißmilch brockend, an. „Wo willst du heute wieder hin, du?“

„Zum Vetter in Oberalpen will ich hinauf“, gibt Georg laut, fast herausfordernd zurück. Der Alten beginnende Unzufriedenheit ist ihm nicht entgangen, er hat sie bisher aus Blicken und Gebärden entnehmen können und kann sie jetzt aus des Vaters Worten flingen hören.

„So kann das jetzt nicht weiter gehen, meine ich, mit — mit dem Nichtstun“, fährt Tobias fort.

Georg lehnte sich in den Stuhl zurück, die eine Hand auf den Tisch geworfen, die andere in die Tasche gesteckt. Sein Gesicht glänzt, als ob ihm eine Art Verlegenheit den Schweiß aus der Haut trieb. Aber der Zorn steigt in ihm auf. „So?“ sagt er gedehnt und paßig. „Es ist mein Geld, so viel ich weiß, was ich verbrauche“.

Damit hat er recht. Er muß in Amerika viel verdient haben; denn er hat immer eigenes Geld, obwohl er offenbar nicht sparsam damit umgeht.

Die Balbina hat bisher schweigend dagesessen. Jetzt streicht sie mit der Rechten die Brosamen vom Tisch in die hohle Linke und schüttet sie in ihre leere Tasse aus. Dazu sagt sie in ihrer langsamem wohlüberdachten Art: „Mag es sein, wie es will, Zeit ist es, daß du wieder ans Arbeiten denkst. Es tut keinem gut, so lange herumzufaulenzen“.

Ihre ernste, vernünftige und ruhige Rede reizt Georg mehr als die Worte des Vaters. Er steht mit einem Ruck auf, haut den Stuhl an den Tisch und wirft das kurze, grobe Wort hin: „Bah, blaset mir doch“. Dann verläßt er mit drei großen Schritten die Stube.

Die Zurückgebliebenen, zu denen auch die Lene gehört, sprechen eine Weile nicht. Tobias beendet seine Mahlzeit, die Balbina räumt schweigend ihre und des Sohnes Tasse hinweg; das Mädchen, die Lene, sitzt still und weiß in ihrer Bankcke, dann findet die Balbina zuerst wieder das Wort. „Eine schöne Art nimmt er an“, sagt sie mit knapper, verhaltener Stimme.

„Läßt nur, laß nur“, murrt Tobias drohend zurück, denkt daran, wie er immer Meister gewesen ist im Hause, und ist entschlossen, auch den Georg zu meistern.

Die Lene ist so bleich, daß sogar die Lippen ohne Farbe sind. Es ist verwunderlich, wie weder Tobias noch Balbina das merken. Das Mädchen hat eine fremde, frierende Angst in sich, als hinge plötzlich eine Gefahr über dem Hause. Vor dem Georg hat die Lene Angst. Bärtlich tut er ihr immer. Vorgestern Nacht im dunkeln Flur hat er sie angepackt, hat sie küssen wollen. Sie schämt sich, mag ihn doch nicht, der dann erst noch des Vaters Bruder ist. Und nun ist ihr immer, als müßte sie das gleich hier am Tisch vor Großvater und Großmutter sagen. Aber sie bringt kein Wort heraus; Scham und Angst lassen sie nicht reden.

Die Alten sind mit ihrer Unterhaltung zu Ende und nehmen ihr Tagwerk wieder auf. Da macht sich auch die Lene wieder an die Arbeit. Aber das Herz klopft ihr. Es wird Streit geben am Abend, wenn der Georg zurück kommt.

Am Abend ist Georg zum Nachessen nicht da. Erst eine geraume Weile später tritt er mit lautem, aber gutmütig zufriedenem Wesen ins Haus. Er scheint sich vergnügt, auch ein Glas mehr als ihm gut ist, getrunken zu haben.

„Willst noch essen?“ fragt seine Mutter, als er den Hut an den Nagel hängt.

„Nein“, gibt er mit einer Art Herzlichkeit zurück, „sie haben mir genug zugestellt da oben in Oberalpen“.

Erst als er sich setzen will, vielleicht um zu erzählen, wie er den Tag verbracht habe, scheint ihm aufzufallen, daß irgend etwas in der Stube nicht richtig ist. Er schweigt, streicht den schönen rotbraunen Schnurrbart und lacht ein hämisches Lächeln.

Der Tobias sitzt und macht sich an seiner Pfeife zu schaffen. Er stochert darin herum, als hinge das Leben von ihrem Brennen ab und sieht nicht auf den Sohn. Die Lene liest in einem Buche, hebt manchmal die klaren Augen und blickt verstohlen nach Georg hinüber. Die Balbina näht an einem Kittel ihres Mannes. Eine Stille fällt lastend in die Stube. Die Balbina bricht sie. Auf sie fällt das volle Licht der an der Diele hängenden Lampe. Ihr elfenbeinfarbenes Gesicht mit dem weißen Scheitel und den kohlschwarzen Brauen ist ruhig und fest. Ganz ruhig sagt sie auch das Wort hin: „Du kannst in deine Kammer gehen, Lene“. Aus dem Ton aber kann der Georg merken, daß die Alten ihm etwas zu sagen haben.

Das Mädchen steht gehorsam auf und entfernt sich. Als die Tür hinter ihr ins Schloß fällt, steht Tobias auf, legt die Pfeife auf den Tisch und stellt sich vor Georg hin. Er ist hemdärmelig, die schweren Hände läßt er an den Seiten herabhängen. Trotzdem sein Oberkörper vornüberlastet, reicht sein grauer Kopf fast bis zur Decke. „Du hast uns heute Mittag wohl groben Bescheid gegeben, mein Guter“, sagt er.

Georg lacht. Es ist das gleiche hämische Lachen wie vorhin und er stützt die Ellbogen auf die Knie, neigt den Oberkörper weit vor und sieht von unten heraus den Vater mit einem spöttischen Blick an, in seinem Gebaren liegt eine gewollte Misachtung. Die Balbina beobachtet ihn scharf. Er ist immer schwer zu ziehen, manchmal leichtfinnig gewesen, nie aber so auflüpfig wie jetzt. In Amerika mag er die Manier geholt haben.

Georgs Benehmen bringt den Tobias aus dem Gleichgewicht. Er hebt die rechte, braune Hand und fuchtelt mit dem Zeigfinger dem Sohn vor den Augen herum. „So reden wir zwei nicht miteinander, Bursche! Entweder — oder — entweder geh', wo du hergekommen bist, oder verbring' hier deinen Tag, wie ein anständiger Mensch soll“.

„Geht mir mit dem Finger da weg, Vater“, murrt der Junge. Das Blut wallt ihm am Hals. Sein Ton ist drohend.

„So weit sind wir noch nicht, du — du — und dein Vater, daß der sich vor dir fürchten muß“, schimpft Tobias, immer erregter. Er ist totenbleich, sein langer Zweispitzenbart zittert. Noch immer fuchtelt er mit der Hand.

Da schlägt Georg diese mit der Faust zur Seite und der Bauer verliert sich. „Du, du“, schreit er und hebt die Hände. Er hat kein anderes Gefühl, als daß er den Sohn züchtigen muß, wie er ihn als Bube geziichtet, wenn er es verdient hat. Aber Georg steht plötzlich auf und packt ihn. Der eine Griff genügt, um zu zeigen, wer Meister werden muß. Tobias freilich würde es nicht gemerkt haben, seine zähnen Arme spannen sich zum Widerstand; aber die Balbina hat es gesehen, daß der Sohn den Vater mit zwei, drei Schlägen

am Boden haben kann, wenn er will. Keiner von beiden weiß, wie es kommt, daß sie zwischen ihnen steht. „Lasset einander los, ihr“, sagt sie mit tonloser, fast zischender Stimme. Aber sie haben beide verstanden und es ist, als ob sie jeden mit einem Hammer vor die Stirn geschlagen. Vorgebeugt, noch streitgierig, aber schon wie erschreckend von dem, was hat geschehen wollen, stehen sie da.

„So lang ich lebe“, sagt die Balbina, „soll es im Dorf nicht heißen, daß geprügelt wird unter unserem Dach, wie bei Hudelpack“. Dann nimmt sie den Tobias bei beiden hageren Schultern und schiebt ihn beiseite. Es bedarf keiner großen Anstrengung, ihn ins Nebenzimmer zu führen. Willig geht er, den Kopf vornüber hängend. Georg kann hören, wie er nebenan Licht anzündet und sich schwer in einen Stuhl fallen lässt. Als die Balbina zurückkommt, steht der Sohn eben im Begriff, den Hut wieder zu nehmen und wegzu gehen. Sie zieht die Nebenkammertür hinter sich ins Schloß und sagt: „Es wäre noch etwas zu reden, meine ich“. Sie mag eine Handbewegung gemacht haben, die ihn auffordert, sich zu Tisch zu setzen, vielleicht aber tut Georg unwillkürlich, was sie zu erwarten scheint. „Macht's kurz“, sagt er sich niederlassend.

Die Mutter kommt durch die ganze Breite der Stube langsam auf ihn zu. Sie schaut ihn gerade an. Er weiß nicht, warum er über das Unbehagen nicht Herr wird, das ihn unter dem Blick ankommt.

„Dazu hättest nicht heimzukommen brauchen“, sagt sie dann in schwerem Ton. „Zum Teufel, laßt mir meinen Weg und kümmert Euch um den Eueren“, begehrt der Junge auf. „Ich bin kein Kind mehr und weiß, was ich tue“.

Die Balbina sieht ihn an, immer an. Sie prüft jeden Zug seines Gesichtes und liest eine ganze Geschichte daraus. Es ist ein anderes Gesicht, als sie hierzulande haben. Ein Durst nach allerlei Lebensfreuden liegt darin, etwas was sich nicht mit der Schlichtheit und Ehrbarkeit im Hause und Tal vereint, etwas —

Sie röhrt kein Glied, aber es schreit etwas in ihr. Sie streckt innerlich die Arme nach dem Sohn, von dem sie fühlt, daß er ihr immer mehr verloren geht: Du, ich will dich nicht hergeben, dich! Aber das ist alles nur inwendig. Äußerlich steht sie ruhig da, die Hände unter die rauhe Schürze gelegt. Ihre Stimme allein zittert ein wenig, als sie zu reden fortfährt: „Du bist nicht wie du sein solltest! Du gefällst mir nicht, Bub! Es steht schlecht um einen, der nicht mehr arbeiten mag“.

„Hört auf mit dem Predigen!“ begehrt Georg auf. „Es könnte einer meinen, was ich verbrochen hätte!“ Er erhebt sich und macht sich nach der Tür, aber er achtet doch mehr auf sie, als auf den Vater und dreht sich noch einmal um, als sie weiter spricht.

„Um uns Schande zu machen, hast nicht zu kommen brauchen und brauchst nicht zu bleiben“, sagt die Balbina. „Geh doch! In Amerika drüben kannst eher tun, wie du willst“.

„Schon gehen werde ich, wenn es mir paßt“, mault er zurück, stößt einen Stuhl, der ihm gar nicht im Weg ist, wie zum Trotz mit dem Fuß beiseite und tritt aus der Tür.

Die Balbina folgt ihm, unschlüssig, ob sie noch reden, ob sie ihn zurück rufen soll, immer die Hände unter der Schürze, den langen Oberkörper leicht vorgeneigt, so daß in ihre Haltung etwas Spähendes kommt. Georg entfernt sich, ohne sich umzuschauen, durch den Garten, auf der Straße, dorfeinwärts.

Er lüpft die Schultern im Davongehen, jetzt und jetzt, als schüttle er die Mahnungen ab, die auf ihn eingeregnet sind.

Die Augen der Balbina begleiten ihn, jede seiner Bewegungen messend, bis er verschwindet. Und während sie ihm nachsieht, wächst das in ihr stärker, was vorhin in der Stube sich in ihr geregt hat: Du dort, Bub, nicht hergeben will ich dich! Mein bist! Mächtig wächst dieses Gefühl des Rechtes auf den Sohn in ihr und gipfelt in einem andern Empfinden: Eigen wäre es doch, wenn ich nicht noch Herr würde über dich, du dort, meiner! Auch noch ein Wort mitreden will ich, wenn du mir schlecht werden willst!

(Schluß folgt.)

Zum Erdbeben von San Francisco.

Es schien, als hätten sich die Dämonen der Tiefe erhoben, um den Menschen, der seine Herrschaft über sie so sicher wähnte, zu vernichten, als die Kunde des Erdbebens von San Francisco unmittelbar der Schreckensnachricht vom Ausbruch des Vesuv folgte. Dabei hatten sie sich gerade zwei Erdenflecken zum Schauplatz ihrer Vernichtung erkoren, welche der Wohnsitz paradiesischer Schönheit waren. Wenn auf Neapel ein fast ewig blauer Himmel herabblacht, zu dem das Meer seinen duftigen Hauch emporatmet, so war auch San Francisco eine der schönsten Städte der Welt. Es liegt auf einer gebirgigen Landzunge, sozusagen zwischen zwei Meeren; im Westen breitet sich der Stille Ocean und im Osten die Bai von San Francisco aus mit ihren zahlreichen Inseln, Buchten, Ortschaften, Landhäusern und aufsteigenden Bergen. Selbst das Innere der scheinbar auf tausend Hügeln erbauten Stadt ist gebirgig, so daß es hier z. B. keine Privatequipagen geben konnte. Dafür besaß sie ein weitverzweigtes Netz von elektrischen Bahnen, Dampfstraßen- und Drahtseilbahnen. Ein seltsamer Anblick war es, die von einem langen Seile gezogenen Wagen die steilen Anhöhen gewinnen zu sehen, wo sie im Nu dem Auge verschwanden, den jenseitigen Teil des Hügels wieder herabsteigend. Dabei umfängt ein ewiger Frühling mit linden Armen diese Stadt, wo die Temperatur im Januar durchschnittlich nicht unter 10 Grad sinkt, im September, dem heißesten Monat nicht über 16 Grad steigt.

Es war also kein Wunder, daß San Francisco außer den Goldsuchern auch andere Bewohner anzog und mit unerhörter Schnelligkeit aufblühte. Wer heute die jüngst zerstörten Paläste dieser Prunkstadt im Abbild vor sich sieht, kann der Schilderung Friedrich Gerstäckers kaum glauben, die ein Jahrtausend zurückzuliegen scheint, in Wirklichkeit aber aus dem Jahre 1849 stammt. Auch des Goldenen Tors und seiner Schönheit gedenkt er hier.

„Das ‚Goldene Tor‘ Kaliforniens ist wirklich ein prachtvoller Eingang für eine so herrliche Bai wie die von San Francisco. An beiden Seiten heben sich steile, schroffe Felshänge empor, wie auseinandergerissen durch die Gewalt